

**Zeitschrift:** Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde  
**Herausgeber:** Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel  
**Band:** 43 (1944)

**Artikel:** Der Gasthof zum Wilden Mann in Basel als Herberge vornehmer Reisender zu Beginn des 30-jährigen Krieges  
**Autor:** Vöchting-Oeri, Luise  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-115569>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Gasthof zum Wilden Mann in Basel als Herberge vornehmer Reisender zu Beginn des 30-jährigen Krieges <sup>1)</sup>

von

Luise Vöchting-Oeri

Wer schon Gelegenheit gehabt hat, im Gästebuch einer unserer alten Paßherbergen zu blättern, der wird, wenn er sich der zum Teil warnenden Einträge, der bittern Klagen über unzureichende Bedienung und geradezu beispiellose Unsauberkeit, noch im letztvergangenen Jahrhundert, erinnert, wenig erstaunt sein, daß eine der Bedingungen, woran die Erlaubnis, eine „Herren-Herberge“ eröffnen zu dürfen, daran geknüpft wurde, vor 300 Jahren dahin lautete: das Haus sei „suber und reyn“ zu halten, und man habe sich eines „freundlichen und bescheidenlichen wesens zu befleissen“.

Die Gastgeber werden ausdrücklich ermahnt, das Standesbewußtsein zu pflegen und schonungslos die Ankömmlinge zu sichten. Nicht nur sollen sie „unachtbarer noch gültiger personen“ sich entschlagen, dieselben „nit uffnemen“, sondern sie gar „stracks furweysen“; es wird — für uns unfäßlich — sogar näher ausgeführt, daß unter solchem „unnützem gesind und liederlichen lüden als kemifegern“ auch „schaffhöuwtragnern“ gemeint werden.

Diesen drastisch gehaltenen Ratsbeschluß bekräftigt in gewissem Sinne eine Darstellung aus dem Gästebuch des Samuel *Schorndorff*, der im Jahre 1602 als Gehilfe seines Vaters, nach dessen Tode 1614, als Besitzer das Gasthaus zum Wilden Mann leitete. Das stattliche Gebäude, Haus mit Hofstatt umfassend, an der Freien Straße, zwischen der Zunft zum Himmel und dem Haus zum Olsperg gelegen, trug urkundlich nachweisbar schon seit dem Jahre 1542 diesen Namen und war, nach mehrerem Wechseln von einer Hand in die andere, 1597 von Johannes Schorndorff übernommen worden. Dieser, vorher Storchenwirt, hat es offenbar verstanden, ein Haus zu füh-

---

<sup>1</sup> Nach einem Vortrag.

ren; noch in die Jahre seiner Tätigkeit fallen Einträge gewichtiger Persönlichkeiten, deren Besuch im Wilden Mann das Gästebuch seines Sohnes Samuel festhält.

Samuel, geboren 1581, war mit 21 Jahren bereits Schlüsselwirt in Liestal. 1603 zog er mit seiner jungen Frau, Elisabeth Hertenstein, nach Basel und brachte nun, gemeinsam mit dem Vater, die etwas heruntergekommene Herberge in die Höhe. Im gleichen Jahre wie den Vater — 1614 — verlor er seine Frau; seine Ehe mit ihr war kinderlos geblieben. Schon im Jahre darauf trat ihm in Elisabeth Kuder wieder eine Gattin zur Seite. Merkwürdigerweise haben seine zwei Ehen, die beide „friedsamlich“ genannt werden, genau 13 Jahre gedauert. Die Kuderin schenkte ihm einen Sohn, Hans Rudolf, der der dritte Wirt in der Wilden Mann-Dynastie und, als Schwiegersohn des Bürgermeisters Johann Rudolf Wettstein, Stammvater zahlreicher Nachkommen geworden ist.

Von 1614—29 hatte Samuel Schorndorff den Wilden Mann allein inne. Ein Gästebuch, das, zunächst in losen Blättern angelegt, schon Einträge vom Jahre 1600 an birgt, trägt auf dem Deckel seine Namensbuchstaben und ist in der Hauptsache ein Dokument seines Wirkens. Der letzte Eintrag ist vom Jahre 1628 datiert; im folgenden Jahre starb Samuel, und es schrieben sich leider keine weiteren Besucher mehr ein.

Noch Johannes Schorndorff war wie sein Vorgänger dem Spital zinspflichtig gewesen. Als Hans Rudolf, der Enkel, 1664 den Wilden Mann, zu dem er noch den angrenzenden Olsperg dazu erworben hatte, verkaufte, war die Liegenschaft „aller zinsen frey, ledig und eigen“. Dem Verkauf an Johann Frantz Wibert war eine Pacht auf sechs Jahre vorausgegangen. Dieser Leihvertrag gibt einen kleinen Einblick in die Ausstattung der Herrenherberge, da „der herr Schorndorff dem Wibert in der lehnung im hauß zum gebrauch lassen sollte: neben betten, küchengeschirr und leinlach tischzwähelein, gefochtene kanten und kammergeschirr, sambt noch ungefähr ein centr zinn“. Zum blank halten dieses blitzenden Metalls trugen vermutlich die vorerwähnten, etwas geringschätzig bezeichneten kleinen Handelsleute, die sich der nobeln Gaststube fern halten sollten, jene „schaffhöuwtragern“, die mit Schachtelhalm<sup>2</sup> oder Katzenwedel zu hausieren pflegten, bei.

Das Bildchen, das 1611 den Schorndorff ins Stammbuch gemalt worden ist, dokumentiert die eben geschilderten Zu-

<sup>2</sup> Equisetum silvaticum pratense als Scheuerkraut, Kannenkraut oder Zinnkraut zum Polieren verwendet; ebenso Equisetum hiemale.

stände, Gepflogenheiten und Sitten. Im geräumigen, dreifenstrigen Gemach sitzen um eine rechteckige Wirtstafel Bürger und Edelleute. Die hohen schwarzen Hüte, die kostbaren galonierten Wämser verraten den gehobenen Bürgerstand, der die eine Längsseite des Tisches besetzt; die Federhüte und Degen zweier Herren, rechts im Bilde, deuten auf Adelige. Diese trinken ihren Wein aus goldenen Bechern, — ihre Gegenüber haben Gläser vor sich stehen. Ein Mann in schwarzem Habit, — seine Haartracht, sowie der umgelegte weiße Kragen an seinem Rock, lassen auf den französischen reformierten Geistlichen schließen, — bildet an der einen Ecke der Schmal- und Breitseite gewissermaßen das Bindeglied zwischen den Ständen. Rechts vorne steht in einem Kühlbecken die zinnerne Weinkanne; einem Knaben scheint das Einschenken anvertraut zu sein. Auf des Tisches Leinen liegt, wie bei alten, italienischen Abendmahlsbildern, knuspriges Brot, und zu dem Braten, in der Mitte, wird grünes Gemüse aufgetragen. Ja, soeben erscheint der Wirt — es ist Johannes mit dem Sohn Samuel — in der Türe, um die letzten Gäste zu befriedigen.

„Gott gibt, wem er will“

steht als Geleitwort über dem fröhlichen Gelage, und lebenslustig fährt Hans Ludwig von Dachsparg, dessen Name dieses Blatt ziert, fort:

„vive l'amour, vive la foy,  
vive ma maisdresse a moy.  
j'aime trois choses de bonne terre,  
les armes, l'amour et l'honneur,“

um treuherzig, er setzt es in Klammern, zu schließen:

„von Gott bescheert ist unbewert<sup>3</sup>“.

Es wäre wohl kaum richtig, länger bei dieser heitern Seite des Lebens zu verweilen, so sehr ich zur Ehre des Wilden Mann-Wirtes hoffen muß, daß die schriftlichen Kundgebungen seiner Gäste, die in durchweg freundlichem, herzlichem Tone gehalten sind, der Wahrheit entsprochen, ja, daß die Gäste aus so vieler Herren Ländern sich tatsächlich wohl gefühlt haben

<sup>3</sup> „unbewert“ = unverwehrt. Laut Lexer, mhd. Wörterbuch, kann „bewern“ für „verwern“ stehen. Das Sprichwort: „Was Gott bescheert, bleibt unverwehrt“, findet sich mit der entsprechenden lateinischen Übersetzung bei Hospinian, „Latinitatis purae viridarium“, Zürich 1683, S. 220.

in den Mauern unserer Stadt. Basel, die Gelehrtenstadt, der Zufluchtsort ideenreicher Refugianten, war ebenso sehr Umschlagsplatz mancher Handelsbeziehungen als Treffpunkt gebildeter Fremder.

Öffnet man das Schorndorff'sche Hausbuch, so strömt eine Fülle von Gestalten aus den vergilbten Blättern, und ein Blick weit in die Welt tut sich auf: da reiten die Adeligen der näheren Umgebung vorbei: die Offenburg<sup>4</sup>, die Flachslandt<sup>5</sup>, die Truchseß von Rheinfelden<sup>6</sup>; der baron d'Anglure, seigneur de Bonnacourt<sup>7</sup>, der sich mit dem eben erworbenen Bürgerrecht stolz „bourgeois de Basel“ unterzeichnet. Es steigen die Freiherren von Landau<sup>8</sup>, der „edle Herr von der Lippe“<sup>9</sup>, Baron Herberstein<sup>10</sup> und Erasmus von Starhemberg<sup>11</sup> ab, dessen Ge-

<sup>4</sup> Christoph von Offenburg, 1575—1620. Obervogt zu Schopfheim, vermählt mit Susanna Höcklin von Steineck. Hanns Heinrich von Offenburg, 1581—1636, u. a. Obervogt zu Nagold, herzogl. wirttbg. Rat, seit 1634 schwedischer Generalkommissär im schwäbischen Kreise, vermählt mit Johanna Eleonore von Hohenack. 1615 Bürgerrechtsaufnahme in Basel.

<sup>5</sup> Hans Heinrich von Flachslandt und Hans Hartmann von Flachslandt, letzterer 1607 ins Basler Bürgerrecht aufgenommen.

<sup>6</sup> Sebastian, Truchsess von Rheinfelden („Basche“), 1594—1641, vermählt mit Anna Rich von Richenstein, 2. Ehe Maria von Offenburg. Register der Bürgerrechtsaufnahmen: „21. März 1601: hüttigentags hatt junker Sebastian Truchsessz ann statt seines bruders Sigmond Truchsessen zur erkauffung desselben und sines wybs burgrecht 40 fl erlegt.“

<sup>7</sup> Basler Bürgerrechtsaufnahmen: „Heinricus d'Angloure Bonacourtius, so allhie geboren und getaufft, ist für ein geborner burger erkannt worden. 23. Dez. 1616.“

<sup>8</sup> Landau, altes Grafengeschlecht aus Oberschwaben, kamen später herunter und nannten sich nur noch Freiherren. Im Wilden Mann u. a. Christoph von Landau, anno 1623.

<sup>9</sup> Philippus comes et nobilis dominus in Lippe, 17. 8bris 1616 in Basel, wurde als jüngster Sohn des Grafen Simon VI. mit den Ämtern Lipperode-Alverdissen ausgestattet. Seine Schwester Elisabeth, verm. Schaumburg, setzte ihn zum Erben ein, und er wurde damit zum Stifter der Linie Lippe-Schaumburg oder Lippe-Bückeberg. Da der Stamm alter Dynastenedel mit lehnfreiem, reichsunmittelbarem Grundbesitz war, nahmen sie den Grafentitel erst 1529 an; vorher nannten sie sich nur „Herren von der Lippe“. Vgl. hiezu: „*Staatslexikon*“ von Julius Bachem, Freiburg i. Br. 1910. Bd. III, S. 864 f.

<sup>10</sup> Gotthardus Herberstein in Basel am 24. Juli 1609, stammte aus sehr altem, ursprünglich steiermärkischem Geschlecht. Soldatenfamilie. Familie lutherisch, muß in den Glaubenskämpfen das Vaterland verlassen.

<sup>11</sup> Erasmus, der Jüngere 1595—1664. Unter die sogenannten Apostelfamilien zählte man diejenigen, welche mit den Babenbergern in das Erzherzogtum ob und unter der Enns gekommen waren. Die Geschlechtsregister der Starhemberg gehen etwa bis Mitte des 10. Jahrhunderts zurück. Sie gehörten zu den entschiedensten Anhängern und Verfechtern der Reformation. Erasmus, der Jüngere, gelehrt und sprachenkundig, wurde 1648 Mit-

schlecht, wiewohl es zu den 12 Apostelfamilien Österreichs zählt, lange, alle Titel verschmähend, sich mit der einfachen Anrede „Herr“ begnügt. — Friedrich von Pappenheim<sup>12</sup>, „Maréchal hereditaire du S. Empire“, zieht mit einer fatalistisch klingenden spanischen Devise am Auge des Beobachters vorbei, und hoch im Norden, am blauen Turm zu Emden steht Unico Mánninga, Reichsfreiherr zu Innhausen und Knyphausen<sup>13</sup> Wache, um seinen toten Bruder, den Königlich Schwedischen Feldmarschall zu empfangen, dessen Leichnam im alten Erbbegräbnis zu Jennelt beigesetzt werden soll. Von Ostfriesland bis Königsberg und Reval, von Polen, den böhmischen und österreichischen Ländern, aus Burgund und der Auvergne eilen die Reisenden herbei und unterzeichnen sich mit Namenszug, Wappen und Devise. Die Bündner Caspar Bonorandus<sup>14</sup> und Theodor Jecklin<sup>15</sup> von und zu Hohen Realt, die Parteigänger Venedigs, folgen als eifrige Anhänger ihrem Freunde Jenatsch<sup>16</sup>, der mit seinen Gefährten, kurz nach dem Morde an Pompeius Planta, nach Basel kommt.

glied der Fruchtbringenden Gesellschaft oder des Palmenordens, die sich die Wiederherstellung der Reinheit der deutschen Sprache zur Aufgabe machte. Die Angaben hiefür, sowie jene über Herberstein finden sich bei C. von Wurzbach, „Biographisches Lexikon ds. Kaiserthums Österreich“, Wien 1864, K. u. K. Hof- und Staatsdruckerei.

<sup>12</sup> W. Frideric Baron de Pappenheim war 1627 in Basel. Seine Devise lautet: „Tras hazer lo que devemos haga la fortuna que quisiere“, frei übersetzt: Außer dem, was wir tun müssen, vollbringe das Schicksal, was es will.

<sup>13</sup> Gäste in Basel waren Unico Mánninga und sein Bruder Karoll Friedrich anno 1610. Ostfriesische Freiherren in Lützburg, Bergum, Jennelt und Upplewert. Ihr Vater war Statthalter von Ostfriesland, ihre Mutter Hyma, die Tochter des Häuptlings Unico Mánninga. Von ihren 6 Söhnen dienten die meisten unter dem ältesten Bruder Dodo, dem Königl. Schwed. Feldmarschall. Karl Friedr. kämpfte auch unter Bethlen Gabor, der von Ungarn nach Österreich vorrücken wollte im Zuge des kombinierten Angriffs der Evangelischen gegen den Kaiser 1626. Siehe hiezu C. Sattler, „Reichsfreiherr Dodo zu Innhausen und Knyphausen, Königl. Schwed. Feldmarschall“, D. Soltau's Verlag 1891, Norden.

<sup>14</sup> Caspar Bonorandus, Prediger, war mit bei dem Zuge, den Jenatsch nach Schloß Rietberg anführte im März 1621; sein Eintrag ins Basler Fremdenbuch datiert vom 19. Juni 1621. Siehe Alexander Pfister, „Georg Jenatsch“, Basel, Benno Schwabe 1939, S. 71 f.

<sup>15</sup> Unter demselben Datum: Dietrich oder Theodoricus Jecklinus, 1584—1644, Parteigänger Venedigs, Anhänger Jenatschs. 1581 war den Jecklin das Recht erteilt worden, sich „von und zu Hohen Realt“ zu nennen. *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz*, IV. Band. Neuenburg 1927.

<sup>16</sup> Georg Jenatsch, Blasius Alexander, Nicolaus K'harlly vom hohen Balckhenn und Gallus Ryeder waren am 21. Mai 1621 in Basel. Darüber A. Pfister, a. a. O., S. 78.

In seiner Erscheinung verdeutlichen sich die mit dem Beginn des 30jährigen Krieges ausgebrochenen politischen Leidenschaften. Schon das Jahrzehnt zuvor zeigt eine zunehmende Verschärfung und zugleich eine Verwicklung der politischen Interessen mit den religiösen Überzeugungen in Europa, die nur eine gänzliche Verstrickung, keinerlei Lösung bringen können.

Ich kann die zahllosen Schwierigkeiten, die die Lage weiterhin bestimmen, nur mit einigen Stichwörtern streifen: da ist der *Kaiser Rudolf* (1576—1612), unfähig, die kaiserliche Macht und Würde in seiner Person zu verkörpern. Seine seelisch labile Natur erlaubt ihm kein kraftvolles Handeln, läßt ihn keine herzhaften Entschlüsse fassen. Eine Wolke von Mißtrauen und Argwohn umgibt die kaiserliche Residenz, zu der der Kammerdiener Philipp Lang<sup>17</sup> leichter Zutritt findet mit politisch wichtigen Aufträgen als Standespersonen. Das „Temporisieren“ anstelle des Regierens, welches so tief im Wesen des Kaisers begründet liegt, spielt auch seine unheilvolle Rolle im *Zwiste der habsburgischen Brüder* unter sich, der 1611 zur Abdankung Rudolfs führt. Matthias, der den älteren Bruder zur Thronentsagung zwingt, ist in seinem Handeln eben so wenig frei wie sein Vorgänger, denn die großen Mächte *Spanien und Frankreich*, die sich die Streitigkeiten des Erzhauses zu Nutzen machen, wandeln die Familienkonflikte zu großen Fragen der europäischen Kabinette. Was alles sich beteiligt am Streben um die Vorherrschaft, welche Mittel angewendet werden, welche Rolle eine „goldene Aussaat“ zur rechten Zeit spielt, sicher ist, daß die Hauptpersonen, so oft vorgeschoben wie Figuren für Zwecke der eigenen Partei, nicht mit Unrecht ein Mal als „Füchmüller“ bezeichnet werden. Dieser Begriff aus dem Brettspiele, — uns im Ausdruck „e Figgi und e Mühli“ von der Mundart her geläufig, — auf den Träger der Kaiserkrone angewendet, zeigt nur zu deutlich, wohin die Kämpfe führen, die um die Nachfolge des kinderlosen Rudolf entbrennen.

Den zwei Mächtigkeitsgruppen, die sich im Großen unter die Namen Spanien und Frankreich reihen lassen, stehen zu gleicher Zeit und in gleichem Ausmaße an Kampfwillen und Behauptungstrieb die religiös etikettierten, im Grunde aber eben-

<sup>17</sup> Hiezu und zum Folgenden vergleiche: Peter, Ritter von *Chlumecy*: „Carl von Zierotin und seine Zeit“, Verlag A. Nitsch, Brünn 1862, u. a. S. 346 ff. Ferner Christian Friedrich *Sattler*: „Geschichte des Herzogthums von Württemberg unter der Regierung der Herzoge“, Tübingen 1769—1783, Bd. I., V., VI.

*Prudentia cum robore Conjuncta*



*Heinricus Sacri Romani  
Imperii hereditarius Sacer,  
Baro in Waldburg*  
*Basilea. 1627.*  
*18 Junii. 1627*

Abb. 1. Wappen der Truchsesse von Waldburg.



so politisch gewichtigen Bünde der protestantischen und katholischen Fürsten, die *Union* und die *Liga*, entgegen. Bei ihrem Entstehen 1607 und 1609 schon zeichnet sich in düstern Umrissen die Entwicklung zum 30jährigen Kriege ab. Spanien und Rom stehen hinter der Liga, während die Union an Frankreich eine Stütze in der europäischen Auseinandersetzung zu finden sucht. Die Verbindung protestantisch-deutscher Fürsten mit den gegen die habsburgische Vorherrschaft ankämpfenden Ständen in den österreichischen Ländern soll dazu dienen, die kaiserliche Macht zu schwächen; ebenso sehr soll sie als Gegenruck gegen die katholisch-spanisch Gesinnten wirken. Es ist zuweilen, als verliere sich der mitreißende Schwung der Reformation auf der einen, der der Restauration auf der andern Seite gänzlich im Wogen des Ehrgeizes um Vorherrschaft.

So, wie die Glaubensstreitigkeiten rücksichtslos unter Machtentfaltung ausgetragen werden, kommt im Inneren des Reiches die *Auflehnung der Stände* gegen den Kaiser dazu, die sich ihrerseits mit Fragen religiöser Anschauung verflieht. Diese Geschlossenheit dem kaiserlichen Oberhaupte gegenüber hindert wiederum nicht, die *nationalen Gegensätze* unter einander auszutragen. Dieselben mährischen Stände, die auf ihre alten Rechte — Landrecht und Herrengericht — pochen, dieselben Böhmen, die es 1608 wagen, ihrem Könige 25 Artikel, Glaubens- und Landesfreiheit betreffend, zu präsentieren, lassen von ihrer Forderung wieder ab, weil sie den Mähren keinen Nachdruck ihres Begehrens zu danken haben wollen<sup>18</sup>.

Erregt und angefacht werden alle diese Begierden und Streitigkeiten beim geringsten Anlaß: der Tod des württembergischen Herzogs Ludwig (gestorben 1593) entfesselt die *habsburgische Ländergier* mit Ansprüchen auf Oberlehensherrlichkeit in gleichem Maße wie der *Jülich'sche Erbfolgestreit*, der im inneren Kreis zwischen dem Markgrafen von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg beginnt, seine Wellen aber rasch weiter sendet. Die wunderlichsten Widersprüche entstehen: Heinrich IV. von Frankreich, noch eben zum katholischen Bekenntnis übergetreten, wird am Vorabend seiner Ermordung — 14. Mai 1610 — aus Gegensatz zu Spanien-Habsburg beinahe zum Vorkämpfer der protestantischen Welt. *Venedig* steht aus ähnlichen Gründen auf der Seite der Reformierten, und diese Bindungen geben den Kämpfen, die aus dem Leben Georg Jenatschs bekannt sind, ihr Gewicht. Das Durch-

<sup>18</sup> *Chlumecky*, a. a. O., S. 454, 461, 472.

zugsrecht über die Pässe Bündens<sup>19</sup> zeigt nur besonders ausgeprägt, die Schwierigkeiten aller *Mittelstellungen*. Einer solchen ist in hohem Maße das Herzogtum Württemberg unterworfen, und der Not, ehrenvoll und geschickt zwischen den Ansprüchen des Kaisers und den Geboten gesunder Landespolitik durchzulavieren, ist kein Ende. Abgesehen von der Doppelstellung, die der Württemberger innehat als Vasall Spaniens durch die burgundisch-mömpelgardischen Lehen: Granges, Clerval und Passavant, während er zugleich der Krone Böhmens lehenspflichtig ist, muß er, da er sich als protestantischer Fürst natürlicherweise der Union anschließt, befürchten, daß der Kaiser, erzürnt, an Mömpelgard Rache nehmen werde. Auch die Ernennung Friedrichs V. von der Pfalz zum Könige von Böhmen<sup>20</sup> verursacht Herzog Johann Friedrich von Württemberg (1582—1628) neuerdings große Verlegenheit: siegen die Kaiserlichen, so sind alle Evangelischen bedroht, bleibt der Pfälzer Herr der Lage, so kann sein Übergewicht dem Nachbarn ungünstig werden. Eine weitere Befürchtung betrifft das Bekenntnis<sup>21</sup>; Württemberg hing der Augsburger Confession an, in der Pfalz war seit dem Jahre 1583 der Calvinismus von dem Herrscherhause eingeführt worden. Solchen Unstimmigkeiten innerhalb eines Bundes Gleichgesinnter, die durch die Namen regierender Fürsten und ganzer Länder nur besonders grell beleuchtet werden, entsprechen die Konflikte, wie wir sie in den Lehensverhältnissen etlicher Grafenhäuser antreffen.

Neben fernem Trommelwirbel, neben beginnendem Kriegslärm, der die Völker des Kontinents bereits aufpeitscht und sammelt, um sie insgesamt auf ein 30 Jahre dauerndes Elend vorzubereiten, laufen ankündigend die kleinen Streitigkeiten und Unregelmäßigkeiten mit: das fremde Gold, die großen und kleinen Gefälligkeiten, mit denen man die Türen der großen Häuser und Gesindestuben öffnet, die gnädige Gesinnung des höchsten Landesherrn, die, im Notfall „mit etlichen fassen Neckarwein“<sup>22</sup> zu erkaufen, sich selbst ein Herzog von Württemberg nicht schämt; das Wetteifern um Vortritt und Vorrang, das kleinliche Beharren auf Ehrenämtern, das an Reichstagen in seltsamem Verhältnis steht zur allgemeinen

<sup>19</sup> Vgl. hiezu Johannes *Dierauer*: „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, III. Band, S. 459 ff.

<sup>20</sup> Am 26. August 1619.

<sup>21</sup> Christian Friedrich *Sattler*, a. a. O., Bd. VI, S. 27.

<sup>22</sup> *Ebenda*, VI, S. 6 f.

Prachtentfaltung. In der unverhüllten Gier nach Besitz bei Erbanfällen wird häufig das Geschick der jüngeren Glieder eines fürstlichen oder adeligen Hauses sichtbar, die, zahlreich bis zur Verlegenheit, standesgemäß ausgestattet und versorgt sein sollten. Und hinter diesem ganzen Kaleidoskop sich überschneidender Kreise taucht immer das Schreckgespenst des Türken auf, der bald eine wirkliche Gefahr bildet, bald ein Popanz in der Hand des Kaisers gegenüber ungefügigen Fürsten ist, wenn diese nicht umgekehrt ihre Hilfe gegen diesen Reichsfeind abhängig machen von dem Zugeständnis einer dem Kaiser gestellten Bedingung.

Neben den Großen dieser Welt aber steht der Bauer, auf dessen Grund sich zuerst und zuletzt alle Kämpfe abspielen. Vergeblich hat er in verschiedenen Anläufen versucht, das Joch seines Standes abzuschütteln; jetzt gesellt sich zu den sozialen Härten der Söldner hinzu, der die Fluren zertritt und sich, wenn die kaiserliche Löhnung ausbleibt, an den Gütern des Landmannes schadlos hält. Die Steuern wachsen ins Ungemessene, die Hofhaltung des Fürsten verlangt immer neue Zuschüsse, und grimmig urteilt der schwäbische Bauer von der beratenden Behörde: daß man dort „nur neue schatzungen landtagete“<sup>23</sup>.

All dies ist zu berücksichtigen und im Auge zu behalten, wenn ich Ihnen nun einige Gäste aus dem Wilden Mann die Ehre haben werde vorzustellen.

*Heinricus*, Sacri Romani Imperii hereditarius Dapifer, *Baro in Walzburgk*, steht unter dem Wappen der Truchsesse von Walzburg mit den drei schwarzen Löwen in goldenem Feld.

Dieser Heinrich<sup>24</sup>, dessen Geschlecht sich nach der Walzburg, unfern Ravensburg, nennt, stammte in gerader Linie von Georg ab, dem als „Bauernjörg“ gefürchteten strengen Herrn, der die Bauern 1525 zu Paaren getrieben hatte. Heinrich, geboren 1568, hatte nach der ersten häuslichen Erziehung die in streng katholischen Sinne geleitete Schule zu Dillingen<sup>25</sup> besucht und war dann, dem Brauche der Zeit folgend, zu seiner weiteren Bildung nach Bologna, Rom und Siena ge-

<sup>23</sup> Christian Friedrich *Sattler*, a. a. O., Bd. VI, S. 211.

<sup>24</sup> Joseph von *Vochezer*, „Geschichte des fürstlichen Hauses Walzburg in Schwaben“, Kempten 1888, Band III, S. 520 ff.

<sup>25</sup> Dillingen an der Donau. 1540 gründete Kardinal Otto, Fürstbischof von Augsburg dort das Collegium Hieronymi; dieses wird 1554 zur Universität erhoben, 1564—1773 unter Leitung der Jesuiten. Dillingen galt als Hauptsitz der Polemik gegen den Protestantismus.

reist, wo neben den Studien ebenso eifrig die ritterlichen Künste getrieben wurden. Als vollendeter Kavalier gelangte er nach Innsbruck und wurde am Hofe des Erzherzogs Ferdinand Kammerherr. Zu dieser Zeit verlor er seinen Vater, und die Mutter, eine geborene Gräfin Zimmern, mußte sich mit der Verwaltung der verschuldeten Güter abmühen. Ihr Sohn verlor indessen — nach Ansicht seiner Vormünder — seine Zeit in leichtsinnigem Verkehr mit Frauen, anstatt in seine Herrschaft zurückzukehren. Allein sein Zaudern trug ihm nichts Geringes ein: er wurde 1590 in Heidelberg mit dem Reichserbküchenmeisteramt belehnt. Zu den mit dem Blutbann erhaltenen Rechten und mehreren anderen Privilegien, die das Geschlecht bereits auszeichneten, trat somit eine neue Würde. Das Truchsessnamt<sup>26</sup> soll schon aus der Hohenstaufenzeit hergerührt haben und ist den Waldburg immer wieder durch kaiserliche Gnadenerlasse neu verbrieft worden. Die Verrichtungen des Amtes freilich stunden dem Erbküchenmeister zu, und diese Würde hatte der Pfalzgraf zu vergeben. Wir sind gewohnt mit Schiller zu sagen: „Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins...“, allein die vier mittelalterlichen Hofämter: Marschall, Kämmerer, Schenk und Truchseß, die dem Herzog von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem König von Böhmen und dem Pfalzgrafen bei Rhein zustanden, wurden später nicht mehr von ihnen selber ausgeübt, und so kommt es, daß die Marschälle von Pappenheim, die Schenken von Limburg und die Truchseß von Waldburg zu ihren Stellvertretern wurden. Das Truchsessnamt, von dem das eines Küchenmeisters abgezweigt wurde, galt als das vornehmste, und man strebte nach dieser Würde, trotzdem sie mit keinen eigentlichen Erträgen verbunden war. Allein schon der Titel, der sich auf alle männlichen Glieder erstreckte und ein erbliches Reichslehen geworden war, verlieh dem Hause Glanz. Heinrich hat übrigens das Amt selber ausgeübt, 1612, bei der Wahl von König Matthias zum Kaiser. Er erhielt zum Dank dafür das Pferd samt dessen Schmuck, auf dem der Kurfürst geritten war, als er den Herrscher zur Krönung begleitet hatte; auch die vier silbernen Schüsseln, in denen dem Kaiser aufgetragen wurde, gingen in seinen Besitz über.

Die guten Beziehungen zum Kaiserhaus *und* zur Pfalz hatten für Heinrich, der nunmehr längst die Regierung in seiner

<sup>26</sup> Friedrich Christian von *Stälin*, „Württembergische Geschichte“, Stuttgart 1870, 4. Theil, S. 330, Anm. 3; siehe auch Aloys *Meister*, „Deutsche Verfassungsgeschichte“, B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, S. 120.

Herrschaft übernommen hatte, auch ihre Kehrseite. So gern er vermutlich das Ehrenamt in Heidelberg versehen hatte, so unangenehm mußte es ihm sein, als der Pfalzgraf Friedrich V. ihn zu wiederholten Malen an seine Pflichten als Gefolgsmann erinnerte und ihn 1608 zur Kriegsbereitschaft ermunterte. Die Waldburg waren dem Kaiserhaus weit über ihre Lehenspflicht verbunden, sie waren außerdem streng katholisch. Nicht ohne Grund also hat Heinrich damals wegen „seit einiger Zeit her ausgestandener allerhand Widerwärtigkeiten, wie nicht minder zu besserer Erlangung bei dem Allmächtigen durch Fürbitte“, sich gleich „drei liebe Heilige“ — Wallburga, Willibald und Wunibald — zu besondern Patronen seines Hauses erwählt<sup>27</sup>. Unbeschadet dieser himmlischen Beschützer hielt er aber auch Rat mit seinen Brüdern, und die Sippe beschloß: persönlich zwar dem Kaiser Folge zu leisten, dem Pfalzgrafen aber immerhin 6 Pferde mit Reisigen zu stellen. Heinrich, als regierendes Familienhaupt, fragte auch in Prag an, wie er sich als Lehensträger der Pfalz *und* Österreichs zu verhalten habe, denn nicht grundlos steigt vor ihm der Schrecken einer Auseinandersetzung zwischen den verbündeten protestantischen Fürsten und der katholischen kaiserlichen Majestät auf. Prag weiß — und das ist bezeichnend — keine klare Antwort zu geben; Kaiser Rudolf versucht es zunächst mit Hinhalten und Ausreden, schließlich ringt er es sich ab, dem Truchseß von Waldburg ein „Inhibitorium“ an der Kriegsteilnahme zu gewähren. Der Kaiser entband ihn ausdrücklich von den Kriegsdiensten, die er der Pfalz wegen des von ihr zu Lehen getragenen Truchsessenamtes schuldig war. Dem wachsenden Einflusse Österreichs, das den Truchseß mit neuen Titeln und Belehnungen an sich fesselte, suchte dieser durch Anschluß an die Liga zu begegnen, und sein gutes Verhältnis zu Bayern kam ihm dann auch wieder zu statten, als die Kurwürde dem Pfälzer genommen und Maximilian von Bayern übergeben wurde; denn jetzt hatte er das Truchsessenamnt von diesem zu empfangen.

Neben den Sorgen der Lehensgefolgschaft, die mit dem Ausbruch des 30jährigen Krieges die klare Entscheidung: Kaiser oder Pfalz, auf des Schwertes Schneide stellten, gehen die kleinen Schwierigkeiten einer Regentschaft Hand in Hand: die Reibereien des Truchseß mit der österreichischen Landvogtei Schwaben, die Streitigkeiten mit den Untertanen über

---

<sup>27</sup> *Vochezer*, a. a. O., S. 555.

Jagdrecht, Frondienste, Fischgerechtsame und Brückenzölle, die Auseinandersetzungen mit der Geistlichkeit, die ihre Klostersaßen vor Übergriffen des Landesherrn zu schützen hat — alle diese Angelegenheiten, die zu der Welt Lauf gehören, und das Leben offenbar mehr anregen als ersticken, waren wie ausgelöscht, als mit dem großen Kriege Einquartierungen und Truppendurchzüge, Elend und ein Durcheinander aller Begriffe begannen. Nicht allein, daß im Lande geplündert wurde, daß die Beutemacher auch des Rahmens einer Behausung, der Fenster, Türen und Öfen nicht schonten, daß nachher weder Mensch noch Zugtier mehr vorhanden war, um die Ernte einzubringen, daß kein einziger Winkel des Schlosses Wolfegg — einer der truchsessischen Residenzen — „unersucht<sup>28</sup> geblieben war, daß alle Ställe geräumt, die Zuchthengste geraubt wurden, das alles war vielleicht weniger schwer zu ertragen, als daß die Vollstrecker häufig aus kaiserlichen Truppen bestanden, daß die kaiserlichen Kriegskommissare evangelischen Glaubens waren und die katholischen Bauern noch verhöhnten, indem sie spotteten: „Gott sei dieses Jahr calvinisch.“<sup>29</sup>

Von seinen zahlreichen Gütern, seinen wohlausgerüsteten Burgen mit Hausrat, Wein, Getreide, Vieh, Gestüt und Schäferereien weg, mußte Truchseß Heinrich mit seiner Gemahlin, der Gräfin Jakobe von Zollern, zu seinem Sohne, Bischof Johannes, nach Konstanz fliehen. Er, des Regierens Kundige, dem als kaiserlichem Kommissar so manche Vermittlung zwischen Städten und Klöstern anvertraut worden war, der seiner kirchlichen Gesinnung durch zahlreiche Stiftungen Ausdruck gegeben hatte, der nebenbei auch landesväterlich einem Kapuzinerkloster einen halben Zentner Karpfen zusandte und den Pater Guardian aufforderte, den Schmalzkübel „liberamente“ zum Auffüllen in seine Sennerei zu schicken, der stets die Künste beschützt hatte — dieser große Herr mußte, mit „nur dem mehrsten Silbergeschirr und Kleinodien neben etwas barem Geld“, was zu retten möglich gewesen war, die letzten Jahre seines Lebens im Exil zu Konstanz verbringen, wo er 1637 starb, „so wegen — wie es heißt — daß er unglaublich groß und feist gewesen“.<sup>30</sup>

<sup>28</sup> *Vochezer*, a. a. O., S. 648, S. 650: „ein kaiserlicher Oberst solle im Schloß Waldsee ärger als der Schwede gehaust haben.“

<sup>29</sup> *Ebenda*, a. a. O., S. 640 ff.

<sup>30</sup> *Ebenda*, a. a. O., S. 653 ff.

Sein Eintrag in das Gästebuch des Samuel Schorndorff am 18. Juni 1627 fällt noch in die günstigeren Jahre seines Lebens. Wieso ihn sein Weg nach Basel geführt hat, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit angeben.

Sein Sohn Johannes<sup>31</sup>, der bereits erwähnte Bischof von Konstanz, der einen ähnlichen Bildungsgang wie sein Vater durchgemacht hatte, war Geistlicher geworden und hatte ein Kanonikat in Straßburg erlangt. Dort erhielt er 1626 von Kaiser Ferdinand II. die Anfrage, ob er Oberhofmeister seines jüngeren Sohnes, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, werden wolle. Der junge Geistliche war schon früh durch seinen aufgeweckten Sinn aufgefallen. Eine körperlich zarte Anlage, verbunden mit dem hellen Geist, der ihm nachgerühmt wird, gaben dem jungen Baron aus hochadeliger Familie vielleicht jene besondere Prägung, wie sie Söhnen aus altem Hause leicht anhaftet. Der päpstliche Gesandte Caraffa sagte von ihm: man hoffe, er werde einer der besten Prälaten Deutschlands sein; allein es entging seinen Beurteilern auch nicht, daß dem jungen Manne eine gewisse Entschlußkraft und die unumgängliche Energie, die zum Erreichen eines Zieles nötig ist, fehle. So ließ man seine Bescheidenheit, er „versiere noch in terminis perficiendi und nit perfecti“, sei also nicht der Mann dem Kaiser zu dienen, nicht gelten und drängte ihn, die Erzieherstelle anzunehmen. Seine Verwandten widerrieten ihm, dem Kaiser eine Absage zu erteilen. Als guter Sohn berief er sich darauf, keine Entscheidung ohne väterlichen Rat treffen zu wollen, und es steht fest, daß eine Zusammenkunft zwischen den zwei Truchsessen für den Frühsommer 1627 geplant gewesen ist. Da aber unter den sorgfältig registrierten Schriften des alternden Heinrich nichts Näheres aufgezeichnet ist, dürfen wir uns wohl auf seinen Namenszug im Basler Fremdenbuche vom 18. Juni verlassen und annehmen, daß ihn *diese* Angelegenheit in unsere Stadt geführt habe. Denn zwei Tage zuvor, am 16. Juni<sup>32</sup>, hatte Johannes endgültig abgelehnt, eine Beamtung anzunehmen. Dafür wurde er ein halbes Jahr später, Dezember 1627, zum Bischof von Konstanz gewählt. Anderthalb Jahre früher hatte Johannes bereits auf der Liste zu dieser Wahl gestanden; seine Ernennung war aber damals hintertrieben worden. Ich glaube wohl folgern zu dür-

---

<sup>31</sup> Vochezer, a. a. O., S. 670 ff. Schon sein Hofmeister, der ihn an die Schule zu Dillingen begleitet hatte, betont, daß er „solis verbis“ gehorche, also keiner handgreiflichen Zucht, wie sie gar sehr der Brauch war, bedürfe.

<sup>32</sup> Ebenda, a. a. O., S. 675 f.

fen, daß im Gespräch zwischen Heinrich und seinem Sohne im Juni 1627 bereits die Möglichkeit dieser Laufbahn aufgetaucht sein möchte, und will hoffen, daß der stattliche Mann, den seine „Leibesdisposition“ schon in jüngeren Jahren leicht „discommodiert“<sup>33</sup> hat, hoffnungsfroh von der Begegnung mit dem künftigen Bischof im Wilden Mann ausgeruht und mit ganzem Behagen seinen Wahlspruch: „prudentia cum robore conjuncta“ hingesetzt habe.

Wir wissen bereits, wie richtig die Truchsesse die Aussichten beurteilt haben, und wie der Vater Heinrich vier Jahre später in Konstanz ein Asyl gefunden hat. Auch der Kaiser zürnte nicht; schon im Februar 1628 wurde das ganze Haus in den Reichsgrafenstand erhoben. Zunächst allerdings mußte Heinrich den Sohn ausstatten und 1500 Gulden für den Hofstaat des Bischofs beschaffen. Bei den vielen Nachkommen, deren sich die großen Geschlechter oftmals erfreuten, war die Versorgung all' der Söhne und Töchter eine Frage, die ganz nüchtern ins Auge gefaßt wurde. Abgesehen von den vielen Geschöpfchen, die schon nach kurzem Dasein „das Licht dieser Welt mit der Ewigkeit verwechselten“ oder durch Seuchen dahingerafft wurden, überlegte man sich schon früh, wer sich als Chorherr, Stiftsdame oder Äbtissin zum geistlichen Stand eigne. Diese erhielten eine jährliche Zuwendung — für die weltlichen Glieder wurden passende Heiraten geschlossen. Die Töchter bekamen eine genau festgesetzte Aussteuer und Geschenke, mußten aber feierlich Verzicht leisten auf das Stammvermögen. Die jüngeren Söhne erhielten kleinere Güter, wenn das Besitztum groß genug war. Sehr schlimm war es, wenn ein jüngerer Sproß unverhofft eine nicht standesgemäße Seitenlinie gründete. Abgesehen davon, daß man eine solche Heirat noch lieber in der Stille duldete, als sie etwa durch einen öffentlichen Kirchgang gewissermaßen anzuerkennen<sup>34</sup>, daß man Versprechen forderte und gab, durch die sich die nicht ganz edel Geborenen verpflichteten, weder das Wappen zu beanspruchen, noch sich überhaupt der Vetternschaft zu rühmen, noch je finanzielle Ansprüche zu stellen — um schließlich einem solchen Verwandten eine untergeordnete Stelle zu gönnen, ihn mit der Hofdame einer Truchsessin zu vermählen, muten diese Menschlichkeiten, in den zum Teil

<sup>33</sup> *Vochezer*, a. a. O., S. 571.

<sup>34</sup> *Ebenda*, a. a. O., S. 515 ff. In dem dort geschilderten Fall des Dornherrn Georg, wollten die truchsessischen Verwandten „lieber ein toleramus des geistlichen Richters“ hinnehmen als einen öffentlichen Kirchgang dulden.

ausführlich geschriebenen Familiengeschichten oft an, wie Schilderungen bei Dickens oder Thackeray.

Aber auch ein als fünfter Sohn aus der Schar von 12 Kindern geborener *Franciscus Maria*<sup>35</sup>, *Graff zu Hohenembß*, der als 19jähriger bei dem „ehrenvesten“<sup>36</sup> Samuel Schorn-dorff zu Gaste war, wußte schon früh, daß ihm von dem „lustigen gelendt“ mit Alpen und wildreichen Wäldern der Reichsgrafschaft so wenig zufallen werde, wie von der stattlichen Residenz in Embs mit Palast, Vorhof und Lusthaus, und daß er sich mit den Einkünften des bei Mailand liegenden, spanischen Lehens der Grafschaft Gallara werde begnügen müssen. Vielleicht wählte er deshalb als Begleitspruch: „allzeit frölich ist unmöglich — allzeit traurig ist verdrießlich.“ Vielleicht hatte er auch etwas von dem leichten Blute in sich, das seine italienischen Vettern durchpulste, in deren Lebensläufen stendhalartige Züge: Mädchenraub, seidene Strickleitern und eine edle Tochter, die die Sünden des Vaters im Kloster verbüßt, nicht fehlen.

In das Kapitel standesgemäßer Versorgung und Erbanwartschaft gehört auch die Geschichte der Zimmern'schen Erb-töchter<sup>37</sup>; es würde mich aber zu weit führen, Ihnen schildern zu wollen, wie die zehn Schwestern, die den letzten Sprossen des berühmten Grafenhauses umgaben, durch die geschickten Züge des Erzherzogs Ferdinand um den Großteil ihres Erb-gutes kamen.

Eine der Gräfinnen Zimmern war mit dem Schenken von *Limpurg* verheiratet. Ein Verwandter von ihm, *Heinricus Albertus*, findet sich 1616 als Gast im Wilden Mann. Seinen Eintrag ziert kein Wappen, aber die Ausweise, die er seinem Eigennamen beizufügen berechtigt ist, gelten mehr als alle noch so reichen Wappenschilder, denn der *Baro in Limpurg* war zugleich Schenk — *Sacri Romani Imperii Pincerna hereditarius* — *und* *Semper Liber!* Wer diese zwei Buchstaben „S.

<sup>35</sup> Siehe hiezu und zum folgenden: Joseph von *Bergmann*, „Die Reichsgrafen von und zu Hohenembß in Vorarlberg dargestellt und beleuchtet in den Ereignissen ihrer Zeit vom Jahre 1560 bis zu ihrem Erlöschen 1759 mit Rücksicht auf die weiblichen Nachkommen beider Linien von 1759—1860“, Denkschriften der Kaiserl. Acad. d. Wissenschaften, Wien, Phil. Hist. Classe Bd. X.

<sup>36</sup> Ehrenvest“ war ein häufiges Ehrenprädikat Adelliger: darüber bei Paul Friedrich *Stälin*, „Geschichte Württembergs“, Bd. I, 2. Teil, S. 746, Anm. 2, Gotha 1887.

<sup>37</sup> H. *Ruckgaber*, „Geschichte der Grafen von Zimmern“, Rottweil 1840, S. 238 ff.

L.“ = semper liber oder semperfrey, seinem Namen beifügen durfte, von dem wußte man, daß er zu den wenigen auserwählten Häusern gehörte, die auch noch später die Würde der Semperfreyheit<sup>38</sup> besaßen. Sie waren reichsfrey, d. h. sie hatten vor keinem Gericht, weder einem Synodalgericht, noch einem gräflichen Gericht zu erscheinen; nur der Kaiser selber konnte sie vorladen. Außerdem waren sie von *jedem* Dienst frei. Diese uradeligen, reichsunmittelbaren Allodialherren standen höher als die Grafen, ja sie waren gänzlich unabhängige, in ihren Gebieten souveräne Reichsfürsten, die unbeschränkt regieren, Krieg führen und Bündnisse schließen konnten — ein Recht, das im Kriegsjahre 1621 von einem Reichsfürsten als „Kleinod der Teutschen Freyheit“ bezeichnet worden ist. Semperfreyheit konnte man nicht erringen, man mußte darin geboren werden: „es ist niemandt semperfrey, wann, als wenn des vater und gewesen mutter semperfrey waren“, woraus sich die stets geringer werdende Zahl der semperfreyen Geschlechter von selbst erklärt.

Die Reichsschenken auf Limpurg hingen in ihren Ursprüngen mit den Staufern zusammen, und zwei Brüder, Walter und Konrad, begleiteten einst den jungen Konradin auf seinem Zuge nach Italien. Der Besucher Basels *Heinrich Albert* ist vermutlich der gleiche, welcher sein Haus in den Streitigkeiten mit dem Herzog Friedrich von Württemberg-Mömpelgard, der seinem kinderlos gebliebenen Vetter Ludwig 1593 nachgefolgt war, zu vertreten hatte. Anders als der Graf Wilhelm von Zimmern, hatte Ludwig, als er seinen Stamm dem Erlöschen nahe sah, seine sieben Schwestern so gut bedacht, daß der neue Regent, bisher Graf von Mömpelgard, „alle seine gedult zusammenraffen mußte“, als er so vieles Silbergeschirr aus der Hand zu geben hatte; denn „man solle solches zentnerweis ausgewogen und verteilt haben“. Kein Wunder, daß der Nachfolger des freigebigen Herzogs auf ein Auskunftsmittel bedacht sein mußte und in Welzheim nach Schätzen in der Erde graben ließ. Dies aber wollten die Schenken Johann und Albrecht von Limpurg nicht gestatten; es traten noch andere Schwierigkeiten, die sich um Herrschaftsrechte drehten, hinzu, bis man einen Vergleich schloß. Nach diesem erhielt Herzog Friedrich das Recht zugebilligt, sieben Jahre lang graben zu dürfen; lei-

<sup>38</sup> Über die Semperfreyheit siehe Ed. *Brinckmann*, „Genealogische Geschichte des uradligen, reichsgräfl. u. reichsfürstl., standesherrl., erlauchten Hauses Leiningen und Leiningen-Westerburg“, Braunschweig, Verlag Rich. Sattler, 1890, Band II, S. 4 ff.

der gab der Boden der Rauhen Alb nichts her, die Ergebnisse blieben trotz aller Anstrengungen mager.

Ich habe bereits erwähnt, wie Württemberg, als Nachbar der Pfalz und Bayerns in besonders hohem Maße unter den weltanschaulichen Konflikten zu leiden hatte. Nicht besser erging es vielen adeligen Häusern, z. B. den Grafen von *Löwenstein*, die den Herzögen von Württemberg nahe standen. Einer von ihnen, *Graf Georg Ludwig*, ist am 5. September 1627 im Wilden Mann abgestiegen.

Die Löwenstein gehörten zu sehr altem fränkisch-schwäbischem Adel; der Name stammt aus der Zeit, als die Gauen bereits erblich geworden waren, und die Grafen die einzelnen Burgen und Herrschaften unter ihre Söhne verteilten. Die Familie starb um die Mitte des 15. Jahrhunderts aus. Kurfürst Friedrich, der Siegreiche, von der Pfalz gründete aber eine neue Linie, indem er seinen, in rechtmäßiger, aber unstandesgemäßer Ehe erzeugten Sohn, Ludwig von Bayern<sup>39</sup>, mit der Grafschaft Löwenstein ausstattete. Deshalb wurde auch dem alten löwensteinischen Wappen, das der Kaiser dem neuen Stamm zu führen erlaubte, der blau-silberne Wecken einverleibt. Der gemeinsame wittelsbach'sche Ursprung der pfälzischen und bayrischen Herrscher, sowie die verwickelten, teils durch Kauf, teils durch Afterlehen begründeten Besitzverhältnisse des neuen löwensteinischen Geschlechts, legten schon von Anfang an und obwohl Kaiser Maximilian im Jahre 1494 dem ersten Ludwig dieses Hauses Rang und Stand eines Grafen von Löwenstein verliehen hatte, den Grund zu weiteren Schwierigkeiten. Die Grafschaft, ursprünglich ein von Württemberg herrührendes Mannlehen, stand zeitweilig in einem Lehenspflichtverhältnis zur Pfalz. Bei der ersten Auseinandersetzung — und zu dieser führte 1504 der pfälzisch-bayrische Erbkrieg<sup>40</sup> — mußte der Löwensteiner in Mitleidenschaft gezogen werden, zumal sein eigentlicher Landesherr, Ulrich von Württemberg<sup>41</sup>, auf bayrischer Seite stand. Dieser trachtete ohnedies danach, die Grafschaft wieder in seinen Besitz zu brin-

---

<sup>39</sup> Paul Friedrich *Stälin*, a. a. O., Bd. I, 2. Teil, S. 845 f. Die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich hieß: Clara Tettin. Siehe hiezu auch: Johann Georg *Estor*, „Vom Ursprung der Fürsten und Grafen von Löwenstein“ in „Auserlesene kleine Schriften“, Bd. I. 642—699. Joh. Phil. Krieger, Gießen, ferner: Christoph Jacob *Kremer*, „Geschichte des Kurfürsten Friedrichs I. von der Pfalz“, Mannheim 1766, S. 526 ff.

<sup>40</sup> Christian Friedrich von *Stälin*, a. a. O., IV. Theil, S. 63 ff.

<sup>41</sup> *Ebenda*, a. a. O., IV. Theil, S. 700, Anm. 1.

gen. Kaiser Maximilian, vor den der Streit gebracht wurde, ließ zwar den verwandtschaftlichen Bindungen, welche Löwenstein an die Pfalz fesselten und seine politische Haltung bestimmen mußten, Gerechtigkeit widerfahren, die Zusagen aber, die er dem Mächtigeren — nämlich dem Herzog — bereits gemacht hatte, mochte er nicht widerrufen, und so wurde die Grafschaft endgültig unter die Hoheit Württembergs gestellt, die Grafen zu Erbdienern gemacht und außerdem verpflichtet, ihrem Landesherrn in ihren sämtlichen Schlössern das Öffnungsrecht<sup>42</sup> einzuräumen. Erbdienener waren gehalten: „zu roß, zu fuß, mit allem ihrem vermögen und ihren eigenen leiben...“ Wehrdienst zu leisten. Ungern ließen sich die Grafen von Löwenstein den Zwang der Landesfürsten gefallen, und sie versuchten immer wieder die Oberlehensherrlichkeit abzuschütteln und ihre Herrschaft als reichsunmittelbar zu behaupten. Beim Empfang der Lehenbriefe, beim Huldigungseid, als die Formula concordiae eingeführt werden sollte, immer gab es Schwierigkeiten und Widerstände von Seiten der Grafen, wiewohl der eigenwillige Ludwig — der zweite dieses Namens — nachdem das hochnötige, kirchliche Einigungswerk von der ganzen Sippe abgelehnt worden war, sich nicht scheute, an einer Jahressynode zu erscheinen; er wollte im Verein mit Gelehrten und Geistlichen die Kirchenlehre überwachen, damit sich nichts „neues“ — gemeint war der Calvinismus — oder unnötiges gezänk“ einschleichen könne. Leider versäumte er darüber seine nächsten Pflichten als Regent, und nach vielen Drangsalen, die er seinen Unterthanen bereitete, mußte er abdanken<sup>43</sup>.

Graf Georg Ludwig, der Gast Samuel Schorndorffs, stand in keinem Gegensatz mehr zum herzoglichen Hofe in Stuttgart; seiner Führung wurde der achte Sohn des Herzogs Friedrich, Prinz Magnus, anvertraut, als er 1617 Venedig Kriegsdienste leistete. Die Republik stand damals mit Erzherzog Ferdinand von Steiermark im Kriege<sup>44</sup>. Die Uskokken, ein wildes Volk, gemischt aus Flüchtlingen, die der türkischen

<sup>42</sup> Chr. Fr. *Sattler*, a. a. O., Bd. I, S. 110, siehe hiezu auch: Martin *Crusius*: „Schwäbische Chronick“ — angefertigt von Joh. Jak. Moser, Frankfurt 1733, Bd. I und II unter dem Kennwort: Löwenstein.

<sup>43</sup> Chr. Fr. *Sattler*, a. a. O., Bd. V, S. 46 und 55 ff.

<sup>44</sup> Siehe hiezu und zum Folgenden: Leopold *Ranke*, „Über die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618“, Berlin 1831, S. 63—69. Ferner Chr. Fr. *Sattler*, a. a. O., Bd. VI, S. 101 ff.

Herrschaft entsprungen waren, und Bewohnern der Küsten und Berge Istriens, ließen nicht ab, Venedig zu belästigen durch Überfälle, Mordanschläge und Raubzüge in das Gebiet der Republik. Erzherzog Ferdinand, als Herr der Kroatischen Mark, begünstigte dieses Treiben eher, als daß er es unterdrückt hätte, und so kam es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung. Georg Ludwig von Löwenstein führte Venedig 4000 Mann zu. Die Union und Württemberg insbesondere standen zu der Republik in freundschaftlichen Beziehungen; daß Venedig bei solchen Truppenhilfen aber auch noch verlangte, man möge seinen, in Deutschland geworbenen Kriegern freien Paß durch die Schweiz und Graubünden erwirken, im selben Augenblick, da der Kaiser Matthias, um seinem Bruder zu Hilfe zu eilen, selber ein schwäbisches Regiment anforderte, war dem Herzog von Württemberg doch eine „verdrüßliche nachricht“. In diesem Ausmaße konnte er den kaiserlichen Zorn nicht herausfordern. Da der Landweg also nicht in Frage kam, verlud Georg Ludwig Löwenstein, kühn entschlossen, seine Mannschaften auf Schiffe und brachte sie, ungeachtet der spanischen Häscher, auf dem Meerweg nach der Lagunenstadt. Diese Kriegsfahrt trug ihm großen — es heißt bei seinem Biographen „weltweiten“<sup>45</sup> Ruhm ein.

Den Friedensschluß im Uskokenkrieg, der eigentlich ein Austrag der Gegensätze zwischen Venedig und Spanien war, vermittelte *Franz Christoph Khevenhüller*, nachmals kaiserlicher Botschafter in Madrid, dessen Schriftzüge aus seinen Jünglingsjahren im Schorndorff'schen Gästebuch stehen. Es ist eine ganze Gruppe von Einträgen, die die Familie Khevenhüller bildet, als sie im Oktober 1609 in Basel Herberge genommen hat. Auf der Vorderseite hat sich das Oberhaupt der Sippe, Barthelmae Khevenhüller eingetragen; die Rückseite trägt die Namen: Sigismundus, Franz und Paul. Sie alle, Glieder einer an Ehren und Verdiensten reichen Familie, ragen durch ihre Lebensführung und ihre Schicksale hervor. Die Khevenhüller<sup>46</sup> sollen aus Mittelfranken stammen; sie zeichneten sich in ihrer zweiten Heimat Kärnten schon früh aus durch Kraft und Ritterlichkeit und bekleideten hohe Ämter.

---

<sup>45</sup> „in omne orbe clarum“.

<sup>46</sup> Bernhard *Czerwenka*, „Die Khevenhüller“, Geschichte des Geschlechts mit besonderer Berücksichtigung des 17. Jahrhunderts — nach Studien im gräflich Giech'schen Familienarchiv, Wien 1867; ferner C. von *Wurzbach*, a. a. O. unter Khevenhüller 1864.

Bartholomaeus, geboren 1539, verlebte eine schwere Jugendzeit. Ich kann nur andeuten, wie er als 10jähriger bereits mit seinem Bruder aus dem hochgelegenen Berglande Kärntens nach Padua auf die Hohe Schule geschickt wurde, wie er als zweitgeborener Sohn zur geistlichen Laufbahn gezwungen werden sollte, er, dessen kräftige Natur sich mit allen Fasern nach einer ritterlichen Hofzucht sehnte, wie sein Vater ihm unversöhnlich vorwarf, daß er offenbar „ein unzüchtiger verloffener pueb werden wollt“, wie er nach dem plötzlichen Tode seines Vaters Europa bereiste, in Genf Calvin predigen hörte, in Compostella in die Hände der Inquisition geriet, wie ihm diese Gefahr das Gelöbniß einer Fahrt nach Jerusalem entlockte, und wie er sich dort 1561 zu einem Ritter des Heiligen Grabes schlagen ließ.

Als Barthelmae mit 21 Jahren nach Villach in seine Heimat zurückkehrte, war er reif genug, seinen großen Güterbesitz zu verwalten und zu mehren, seinen Pflichten am Hofe Maximilians nachzukommen und die Ämter und Ehren zu tragen, wie es von einem großen Herrn erwartet wurde. Seine ihm ebenbürtige Gemahlin, Anna, Graf zu Schernperg, half ihm ein Haus führen, in welchem fürstliche Gäste häufig einkehrten und denen er mit seinem Reichtum zuweilen aushalf. Barthelmae Khevenhüller hätte sich rühmen können, daß selbst der Kaiser sein Schuldner sei. Seine Bedeutung, so sehr auch die Ehren und Titel sich häuften, lag indessen nicht im äußerlichen Hervortreten; Selbstbesinnung und tiefes Verständnis für menschliches Schicksal gibt seinem Wesen die adelige Art und verleiht seinem Charakter Milde und Festigkeit in einem. Solcher Männer eben bedurfte Kärnten dringend, da mit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Gegenreformation immer schärfere Formen annahm. Seine nahen Beziehungen zum Erzhause verhinderten denn auch Barthelmae nicht, die Sache der bedrängten evangelischen Landleute zur eigenen zu machen, die Prediger auf seinen Herrschaften in Ober-Österreich zu schützen, noch auch scheute er sich, seinen Namen obenan zu setzen, als die evangelische Ritterschaft der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain Erzherzog Ferdinand 1603 eine bewegliche Bittschrift überreichte. Der Adel hatte rechtzeitig begriffen, daß die an und für sich nicht allzu schwer zu nehmenden Besetzungen von Pfarrstellen einen Eingriff des Hauses Österreich in ihre landesherrlichen Rechte bedeuteten; auch sahen die Barone mit großer Klarheit voraus, daß, wenn erst die unteren Stände

durch Bedrängung und Strafen mürbe geworden seien, sich die Verfolgung auch an sie wagen werde. Jahrzehntelang ging der Papierkrieg der zunächst untertänig gehaltenen Bittschriften und erzherzoglichen Erlasse hin und her: der Beteuerung wegen der Religion niemand „ein Härl“<sup>47</sup> krümmen zu wollen, folgte die begütigende Annahme, es sei der fürstlichen Durchlaucht gewiß nur falsch dargestellt worden, daß „... die Augsburger Confession . . eine grundsuppen aller khezereien sei“. Allein, sobald die Meinungsunterschiede den Charakter von Glaubensfragen annehmen, sobald die feindlichen Lager sich weder Freiheit noch auch nur Duldung zugestehen zu können vermeinen, und die für richtig gehaltene Überzeugung dem Gegner aufgedrängt werden soll, ist es nur ein Schritt, der aus dem Zwange zum Heil, zur Gewalttat führt; und so wechselte mit dem Ton der Aktenstücke auch das politische Verfahren. Auf ein über 400 Jahre dauerndes, mit Gut und Blut oftmals bekräftigtes Treueverhältnis konnte sich der evangelische Adel beim Erzhaus berufen, um mit Recht Milde und gerechte Beurteilung zu verlangen, gegenüber der Verfolgung und gewaltsamen Bekehrung der Andersdenkenden. Die Bitte der Deputation fruchtete nichts, und mit seinen Glaubensgenossen mußte ein so hochverdienter Mann wie Khevenhüller sich als „Rebell“ und „Feind des Vaterlandes“ brandmarken lassen. Barthelmae erlebte noch die andauernden Edikte und Verschärfungen, nach denen u. a. auswärts vollzogene kirchliche Handlungen mit 15 Goldmark Buße belegt wurden, nach denen gefügige Angeber vom landesfürstlichen Hofpfennigmeisteramt belohnt wurden — die Ausweisung, die 1629 auch den Adel vor das Entweder-Oder, Heimat oder Glaube, stellte, blieb ihm erspart. Er starb 1613. Zwei seiner Basler Begleiter, *Paul*, sein Stiefsohn, und dessen Vetter *Sigismundus* wurden davon betroffen, und der letztere hat seiner Überzeugung in dem stolzen Wahlspruch — *plustôt mourir que changer* — ausgedrückt, mit dem Verlust seiner Güter, mit dem Verlassen seiner Heimat mehr als nachgelebt.

Bartholomaeus war dreimal verheiratet; unter seinen 19 Kindern ist der von der zweiten Gattin, der Gräfin Blanca Ludmilla Thurn stammende *Franz Christoph* berühmt geworden. An ihn ist die als geistiges Vermächtnis zu betrachtende

---

<sup>47</sup> *Czerwenka*, a. a. O., S. 396 ff.; der Autor beruft sich bei der Darstellung dieser Episode auf den „Gegenbericht des Probstes Jakob Rasolentz zu Stainz in Steiermark“. Probst Jakob war ein erklärter Feind der Evangelischen.

Schrift des alten Edelmannes gerichtet. In dieser „väterlichen vermahnung“ heißt es: „man sagt dz der mensch von vill hören vill püecher lesen und vill landt erfahren, soll vernünftig, wizig und erfahren werden“. Bartholomaeus handelte nach seinen Grundsätzen; nach sorgfältigem Unterricht und weitausgedehnten Reisen konnte der glänzend vorbereitete Jüngling in den Hofdienst treten. 1610, in Prag, fiel der 22jährige Franz Christoph dem Erzherzog Ferdinand auf, dem er später als Botschafter in Madrid wertvoll werden sollte. Es entspricht durchaus der duldsamen, weitblickenden Art Barthelmaes, daß Franz, der zwar evangelisch erzogen worden war, später wieder die Glaubensformen seiner Vorväter annahm, die ihm durch seine Reisen in südlichen Ländern und durch seine Stellung bei Hofe nahe lagen. Innerhalb der Khevenhüller'schen Familie, auch im Verhältnis zu seinem jüngeren Halbbruder Hans, der 1629 auswandern mußte, blieb der Friede gewahrt. Die Überzeugung des Vaters: „sei vor gewiß, dz ein jeder rechter warer vor Gott geltender und lebendiger glaub an seinen fruchten erkennt wird...“, wirkte bei den Söhnen lebendig nach.

Die wichtigen Dienste, die Franz Christoph dem Kaiser in Madrid leistete und die in der Vermittlung der Heirat einer Infantin mit Ferdinands Sohn gewissermaßen buchstäblich ihre Krönung fanden, gewannen ihm die Anerkennung des hohen Hauses. An Ehren und gnädigen Handbillets fehlte es nicht, um den geschickten Diplomaten zu belohnen; um so mehr Mühe bereitete es Khevenhüller, ein Gehalt zu bekommen, und er mußte zuweilen zu beschämenden Mitteln greifen, um seine finanziellen Schwierigkeiten mit seinem Auftreten als kaiserlicher Botschafter in Einklang zu bringen<sup>48</sup>. Ein so treuer Diener seines Herrn durfte nach seiner endgültigen Rückkehr in die Heimat erwarten, bei der Verteilung der Khevenhüller'schen Familiengüter bevorzugt zu werden. Die Güter, der um ihres Glaubens willen Ausgewanderten, verfielen dem Staat, weil ihre Besitzer zu dem ersten Schritt einen zweiten hinzugefügt und schwedische Dienste angenom-

---

<sup>48</sup> B. *Czerwenka*, a. a. O., S. 361 und 368, wo geschildert wird, wie der Botschafter einmal seine Kleider verpfänden muß wegen Geldknappheit. Auch als die Infantin Maria Anna nach Österreich geleitet werden soll, als Braut und künftige Gemahlin Ferdinands III., treffen keine Gelder ein, und Khevenhüller sieht sich genötigt, eine Summe aufzunehmen. Siehe hiezu auch: C. J. *Burckhardt*, „Richelieu“, Georg D. W. Callway, München 1935, Sr. 199 ff., wo Khevenhüller „ein wunderbarer Unterhändler“ genannt wird.





Abb. 4. Wappen der Freiherren von Zèrotin.

men hatten. Franz Christoph bat inständig, ihm auf den Besitz seines Stiefbruders ein Vorkaufsrecht zubilligen zu wollen; besonders das Stammschloß Landskron, in dessen Turm sich „ein schönes, kostbares horn von großen zinnernen pfeiffen befand, welche gar nach Villach in die stadt gehört werden“, lag ihm am Herzen. Der kaiserliche Botschafter glaubte mit Recht, daß seine unentwegten Dienste vom Erzhause nun mit großzügiger oder doch entgegenkommender Geste beglichen würden. Sein stetes Fernsein vom heimischen Besitz hatte ihn verhindert, mit seinem Bruder auch nur die Waffengerätschaften der väterlichen Rüstkammer zu teilen und die Familienpapiere, unter denen sich unersetzliche Privilegbriefe befanden, zu durchgehen. Er bat seinen hohen Herrn deshalb, doch wenigstens dafür zu sorgen, daß die Schriften dieses Familienarchivs nicht konfisziert oder verlegt würden. Man ließ es bei halben Zusagen bewenden, und Franz Khevenhüller mußte die Bitterkeit kosten, daß, 10 Jahre nach der Verbannung des jüngeren Bruders, der alte Burgsitz einem Fremden zugeschlagen wurde.

Was sein Vater mit gewissenhaften Aufzeichnungen eigener und familiengeschichtlicher Begebenheiten im Kleinen betrieben hatte, das setzte sein Sohn in einer Beschreibung, die das Leben Ferdinands II. umfaßt, fort. Sie ist bekannt unter dem Titel: „Annales Ferdinandeï“ und hat als zeitgenössisches Geschichtswerk ihren Wert behalten.

Franz Christoph wird die unverbrüchliche Treue, die er seinem Herrscherhause hielt, nachgerühmt; sie war der tragende Grund seines Wesens. Er hat sie auf merkwürdige Weise weit über sein Todesjahr 1650 hinaus zum Ausdruck gebracht. 1838 nämlich wurde im Friedhofe zu Schärfling am Attersee ein kupferner Sarg gefunden; als man ihn öffnete, erblickte man darin den Leichnam Khevenhüllers, im spanischen Kostüm, angetan mit dem Orden des goldenen Vlieses. Eine Gedenktafel lag dabei, die in „präzisester Fassung sein curriculum vitae enthielt“<sup>49</sup>.

Die Blätter des Schorndorff'schen Gästebuches vereinigen Namen aus jenen Jahrzehnten, die im Leben als Aushängeschild der größten Gegnerschaften gegolten haben. Dies gilt für Franz Christoph Khevenhüller und *Zèrotin*. Ich muß zwar bekennen, daß der Zusatz: „der Jüngere“, der der Unterschrift des Freiherrn *Carl von Zèrotin* beigefügt ist, den Glanz,

<sup>49</sup> C. von *Wurzbach*, a. a. O., unter Franz Christoph Khevenhüller.

der von ihr ausgeht, etwas dämpft. Die Tatsache indessen, daß nur ein Vetter, nicht der weithin berühmte Zèrotin bei Samuel Schorndorff eingekehrt ist, darf durchaus nicht hindern, von beiden zu sprechen; denn es sind gerade die nahen Beziehungen des älteren Herrn von Zèrotin zu Basel gewesen, die ihn bewogen haben, seinen jüngeren Verwandten zu dessen Ausbildung in unsere Stadt zu senden.

Carl von Zèrotin<sup>50</sup>, der Ältere, geboren 1564 wurde zu einem der edelsten Vertreter seines Geschlechtes, das, blühend, mächtig, begütert, etwa ein Drittel des Landesvermögens in Mähren sein Eigen nannte. Sein Leben fiel in die bewegte Zeit der Standeskämpfe zwischen dem mährischen Adel und den Habsburgern. Seine glühende Liebe zum Vaterlande, dessen altverbrieft Freiheiten er eifersüchtig zu wahren suchte, hinderte ihn nicht, dem Kaiser jene Treue zu halten, die die Zèrotin in ruhmvoller, lückenloser Überlieferung auf den Schlachtfeldern so oft mit dem Einsatz ihres Lebens bewiesen hatten. Im Festhalten an seinem obersten Landesherrn, das nicht nur kluger Voraussicht entsprang, unterschied er sich von jenem Teil des Herrenstandes, der sich von der böhmischen Rebellion mitreißen ließ und die traurigen Folgen des Winterkönigtums Friedrichs V. von der Pfalz und der Niederlage am Weißen Berge auf dem Schafott verbüßte. Die habsburgischen Herrscher haben Zèrotin seine Anhänglichkeit nicht leicht gemacht. Nachsicht oder auch nur Duldung erfuhr der als eifriger Calvinist bekannte Beschützer und Gönner der mährischen Brüder nicht. Vorladungen, Verhöre, Verdächtigungen, ein Prozeß, der sich jahrelang hinschleppte, blieben ihm, der als Haupt der Ketzer galt, nicht erspart. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in der Verbannung, und sein Leib durfte zwar in der Heimerde ruhen<sup>51</sup>, aber an ungeweihtem Orte nur, „ohne alle Feierlichkeit“ durfte er bestattet werden. Der Botschafter Khevenhüller, dem man Voreingenommenheit nicht vorwerfen kann, rühmt an dem Gegner, daß ihn seine calvinische Religion in nichts hindere, dem Landesfürsten Pflicht und Schuldigkeit zu erweisen, und billigt ihm Eigenschaften zu, durch die der mährische Freiherr den ersten Platz unter seinesgleichen eingenommen hat. Zèrotins

<sup>50</sup> C. von Wurzbach, unter Carl von Zèrotin.

<sup>51</sup> Fr. Schenner, „Karl von Zierotins, des mährischen Exulantenkönigs letzte Lebensjahre“, im „Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich“, 26.—28. Jahrgang, Wien-Leipzig 1905, S. 157 ff.

Handeln zeigt jene kostbare Einheit, die nur ge gründeter Überzeugung entspringen, auf unwandelbarer Wesenstreue beruhen kann. Denn seinem allen Versuchungen Trotz bietenden Festhalten an der Majestät des Kaisers entsprachen der Mut und die Opferbereitschaft, mit der er für die Freiheit der Religionsübung eintrat und sich der evangelischen Glaubensgenossen annahm. Die Gegenreformation hatte gerade in den Jugendjahren Zèrotins neuen Aufschwung genommen: die Hingabe ihrer Verfechter bei Pestepidemien, der Mut und die Lauterkeit einzelner Prälaten verfehlten ihre Wirkung nicht, und stempelten diese „soldati di Christo“<sup>52</sup> zu gefährlichen, aber ebenbürtigen Widersachern. Weder durch feinere Mittel, wie Mischheiraten unter dem Adel, noch durch Bedrohungen oder tatsächliche Einbuße an irdischem Gut aber hätte sich der, mit seinem Boden so festverwurzelte, mährische Edelmann ein Zugeständnis abringen lassen. Seine Stellung, als Wahrer der ständischen Rechte, als Vorkämpfer der Glaubensfreiheit, machte ihn zum gefürchteten Gegner der habsburgisch-katholischen Hofpartei; gerade seine Mäßigung freilich, erweckte ihm bei den Heißspornen beider Richtungen — der politischen und religiösen — Feinde, und er erlitt das Schicksal eines Mannes, der, zur Vermittlung berufen, ein Opfer der Zeitgegensätze wird.

An der geistigen Prägung des Herrn Carl von Zèrotin trug Basel einen nicht geringen Anteil. Als Jüngling verbrachte er einen Teil seiner Studienjahre in unserer Stadt; er wohnte bei Johann Jakob Grynaeus, dem späteren Antistes, war mit Jakob Zwinger in lebhaftem Verkehr und schloß mit Polanus von Polansdorf einen innigen Freundschaftsbund. Er fühlte sich wohl unter diesen Männern zum Teil streng calvinistischer Richtung und nannte später brieflich Basel sein „zweites Vaterland“<sup>53</sup>. Im reifen Mannesalter, längst anerkanntes Haupt seiner Familie und Schutzherr der Unität, reiste er einmal heimlich nach Basel, um sich über schwierige Entscheidungen mit Grynaeus zu besprechen.

So setzte er es auch durch, daß später sein verwaister, junger Namensvetter Carl<sup>54</sup> aus einem Jesuitenkollegium entfernt und zu seinem geistigen Bildner nach Basel gebracht wurde. Grynaeus hatte nämlich ein Convict für Studierende

<sup>52</sup> *Chlumecky*, a. a. O., S. 119 f.

<sup>53</sup> Brief von Zèrotin an Quetlinus vom 22. Mai 1603.

<sup>54</sup> *Chlumecky*, a. a. O., S. 280 ff.

von Adel errichtet, und die Vornehmen der Brüder-Unität sandten vielfach ihre Söhne nach Basel und Genf. Diese jungen Barone waren nicht nur Anwärtler ausgedehnter Ländereien, prächtiger Herrensitze mit Marställen, Jagden, Hundekoppeln, auf denen, einer Hofhaltung im Kleinen vergleichbar, der Gelehrte, der Künstler, der Sprachmeister ebenso ihren Platz hatten, wie der als Gewissensrat verehrte Hausgeistliche; wo zahlreiches Gesinde, vom Sekretär bis zum Pagen, vom Hofmeister zum Lakaien und Bratenbäcker, neben Heiduken, Boten, Barbieren und Schneidern eine großzügige Gastfreundschaft ausüben halfen. Die Erben all dieses Reichtums waren auch die Träger der Ordnung in ihrem Lande. Als künftige Staatsmänner sollten sie durch den Einfluß ihrer Erzieher im Glauben gefestigt werden, durch die Lehren des Evangeliums, verbunden mit klassischen Studien, dahin gebracht werden, später ihre Stellungen in reformiertem Sinne auszufüllen.

Herr von Zèrotin hatte von keiner seiner vier Gemahlinnen, auch nicht von der Schwester Wallensteins, einen männlichen Nachkommen erhalten. Er liebte den jungen Carl deshalb wie einen Sohn und ließ ihn ganz auf seine Kosten erziehen. Zahlreich sind die Briefe, in lateinischer Sprache, die er an ihn, Grynaeus und den Hofmeister des jungen Herrn<sup>55</sup>, nach Basel sandte. Er freut sich, daß Carl einst in reiferem Alter den Trost haben werde, Männer wie Grynaeus gesprochen zu haben; dessen Haus wird freundschaftlich „hospitium Zèrotinorum“ genannt<sup>56</sup>. Carl seinerseits vergißt nicht, neben dem Umgang mit „in ganz Europa berühmten Männern“<sup>57</sup>, der ihm vergönnt ist, den Vormund zu bitten, ihm doch auch die Ausübung des Ballspieles, den Umgang mit Waffen und Pflege der Musik zu gestatten. *Eine* Bemerkung in diesem Briefwechsel hat mich besonders gefreut als Zeugnis von dem durch Fremde nicht immer günstig beurteilten Klima meiner Vaterstadt. Nachdem er die höchste Gelehrsamkeit seiner in solchen Dingen ungewöhnlich großen Anzahl von Männern gerühmt, Basel als Wohnsitz von Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit gepriesen hat, sagt der weitgereiste Herr von Zèrotin im Jahre 1601 von seinem herrlich gelegenen Schlosse Ros-

---

<sup>55</sup> *Chlumecky*, a. a. O., S. 281. Quetlinus war von Grynaeus für diese Stelle empfohlen worden.

<sup>56</sup> In dem von Chlumecky beigelegten Briefband, Nr. CXV., Brief an Grynaeus vom 10. Oktober 1601.

<sup>57</sup> *Ebenda*, Nr. CXIV, Brief an Carl den J. vom 6. Oktober 1601.

sitz aus: „taceo salubritatem aeris“ — ich schweige von der Bekömmlichkeit seiner Luft<sup>58</sup>.

Dem im 15. Jahrhundert Mode gewordenen Brauch, neben sein Wappen und den Namenszug eine Devise oder ein Motto<sup>59</sup> zu setzen, sind die Gäste des Wilden Mannes in der Mehrzahl gefolgt. Manche unterwarfen sich den strengen Regeln, die aus der Antike herrührten, die von einer guten Devise verlangten: daß Spruch und Bild sich ergänzen, und daß womöglich in drei Worten das Wesen ihres Inhabers gekennzeichnet werde. „Temperanter, juste, pie“ oder „Arte et Marte“ (= Witz und Waffen), wurden sicherlich mit Bedacht gewählt. Daneben aber ist die strenge Form doch schon sehr gelockert zu Gunsten von Sprüchen allgemeinerer Lebensweisheit, von der Feststellung: „ein guoter freund ist nutz für zehen feindt“ bis zum Seufzer: „o glück, wie unsted ist dein flug“. Zweifellos hat in zahlreichen Fällen das vom Besitzer gewählte oder erfundene Motto tiefere Bedeutung. Auch einzelne Buchstaben: S. D. G. = soli Deo gloria oder W. G. W. = wie Gott will, wurden in der Zeit der Glaubenskämpfe — ähnlich wie unter den ersten Christen — für die Eingeweihten zum heimlich-offenen Erkennungszeichen; sie erheben sich durch ihre symbolische Bedeutung weit über bloße Spielerei. Denn von der Aussage: „ich befilchs Gott“, die Nicolaus K'harlly vom Hohen Balckhenn führt, dem Kernspruch eines Caspar Bonorandus: „alein uf Gott mein hofnung“, ist nur noch ein Schritt zu dem trotzigem Bekenntnis: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles hinter mich...“, dem Jacomo de Curtabate aus dem Bergell seinen Ausdruck verleiht: „se Dio è con noi, chi vuol essere contra di noi?“

Die Einträge im Schorndorff'schen Gästebuch erstrecken sich über die zwei Jahrzehnte, in denen der „große Krieg“ in Deutschland heraufgekommen und ausgebrochen ist. In seine Wirbel sind auch die Schicksale der Wilden Mann-Besucher hineingerissen worden; sie haben ihm ihren Tribut entrichtet. Unwillkürlich taucht der Traum des Simplizius Simplizissimus empor. Der Wald, in welchem dieser als Einsiedler lebt, verwandelt sich in grauenerregender Weise: Auf dem Gipfel jedes Baumes sitzt ein Cavalier, und alle Äste sind, anstatt mit Blät-

<sup>58</sup> *Chlumecky*, a. a. O., Nr. CXIII, Brief an Quetlinus vom 6. Oktober 1601.

<sup>59</sup> Siehe hierüber: Jos. von *Radowitz*, „Die Devisen und Motto des späten Mittelalters“, Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag 1850.

tern, mit Menschen geziert: an Wurzel und Stamm die übel geplagten und gefolterten Bauern und Handwerker, höher oben die Krieger. Jeder ist des andern Feind, und Simplizius muß zusehen, wie die Bäume, „deren das ganze Land voll stund“, sich bewegen, zusammenstoßen und die Kerle haufenweis herunterprasseln, Knall und Fall in einem. Glieder und Köpfe fliegen, Ungerechtigkeit, Sündhaftigkeit, Grausamkeit herrschen. „Als ich so zusah, fährt er fort, bedäuchte mich, alle diejenigen Bäume, die ich sah, wären nur *ein* Baum, auf dessen Gipfel säße der Kriegsgott Mars und bedeckte mit des Baumes Ästen ganz Europa.“

Welche Vision der Zeit! Ja, fürwahr, Mars über Europa!